

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Vincenz Püntiner [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Prozession in Appenzell J.-Rh. Nach Zeichnung von Carl Liner, St. Gallen-München.

Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung von Ernst Bahn, Göschenen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Im Anfang ihres Weges — der Arnold geht zwischen den zwei Mädchen — wissen sie allerlei zu reden; je näher sie Altburg kommen, desto schweigsamer werden sie, weil das Schauen angeht. Sie gehen über das Holperpflaster des Fleckens, an den letzten Häusern vorbei, aus dem Ort wieder hinaus nach dem Landsgemeindeplatz. Dieser Teil ihres Weges ist nicht mehr einsam. Eine festlich gepützte Menge wogt hin und her. Sie haben zu staunen, zu grüßen, aufzupassen, daß sie einander nicht verlieren. Je näher sie der Tagungsmatte kommen, desto dichter wird das Gedränge. Am Ring stehen die Männer zehn Glieder tief, alle barhaupt, hoch über dem Volk in schwarzgelben Mänteln die stimmenzählenden Waibel. Der Arnold und die Mädchen machen sich an einen der Hänge hinan, welche die Matte amphitheatralisch umgeben und von Zuschauern besetzt sind. Sie finden eine schöne freie Aussichtsstelle, von der sie mitten in den Ring, auf den Landammann und den Schreiber und das Volk sehen können. Der Landammann spricht eben. Eine Abstimmung folgt. Hände für und Hände dagegen! Wie ein Vogelvolk fliegen sie bei jeder Aufforderung über den dichten Menschenring auf. Gleich nachher beginnen die Wahlen.

Der Arnold und die Mädchen haben noch nicht lang hinuntergeblickt, als sie den Namen des Vincenz vom Ring herauftönen hören. Dann tritt er auf einmal selber aus der Menge von hinten hervor, keiner, der sich vordrängt, keiner, dem darum zu tun ist, daß er gesehen wird. Jetzt steht er frei im Ring, den Hut in der Hand, in schwarzem Anzug von bärirschem Schnitt, ungleich den Herren von Altburg, die in Fräcken und Gehrocken gehen. Seine Schultern sind so breit, daß seine Gestalt trotz ihrer Höhe fast etwas Plumpes hat; sein großer Kopf ist von der Sonne beschienen, jeder derbe Zug steht scharf im Licht, und die Stirn glänzt

wie ein Turmdach. Als er spricht, klingt seine Stimme tief und dumpf wie eine große Glocke; aber sogar der Arnold und die Mädchen hören, was er sagt, kurz, schlicht, ein paar Worte: „Wenn ihr es so haben wollt, will ich es tun.“

An der Gemeinde sträubt sich sonst ein jeder gegen ein ihm zugedachtes Amt; zum guten Ton gehört es. Der Vincenz kümmert sich um den Alltag nicht. Er sagt kein Wort. Als er geendet hat, blickt er um sich, einmal im Kreis, einmal nach den Zuschauern hinauf. Plötzlich ist es, als habe er den Arnold und die Mädchen erkannt. Wie ein Lachen geht es durch sein Gesicht. Dann tritt er in den Ring zurück.

„Wer dem Matsherrn Vincenz Püntiner stimmt . . .“ geht eine Stimme.

Der Arnold und die Mädchen können die Hände fliegen sehen. Es ist, als ob keine an der Seite eines Mannes bliebe. Ein Jauchzen bricht aus der Menge. Die oben am Hang wissen: Der Püntiner sitzt von jetzt an im obersten Rat!

Unten nehmen die Wahlen ihren Fortgang. Um den Ring ist ein unablässiges Gewoge von Menschen. Die beiden Mädchen und der Arnold suchen den Vincenz, der im Ring verschwunden ist. Stehen muß er irgendwo im Glied! Plötzlich sehen sie ihn dicht unter der Stelle, wo sie selber sich befinden, den Hang heraufkommen.

Er kommt langsam vorwärts; denn immer treten ihm Leute in den Weg, die ihm die Hand schütteln, ihn mit ein paar Worten aufhalten. Selbst als er endlich den Bruder und die Mädchen erreicht, drängt sich ein Kreis von Volk um sie. Unter aller Augen reicht er dem Arnold, der ihn mit einem freudigen Blick anleuchtet, die Hand, dann der Elisabeth und dann der Anna. Ghe er dieser die Hand gibt, sieht er sich flüchtig um, fast als meinte er die ärgerliche Frage: Warum

steht ihr alle da? Dann grüßt er sie, ohne sie anzusehen. Plötzlich erst hebt er dann den Blick. Seine Brust dehnt sich sichtbar unter einem tiefen Atemzug. „Wir sehen uns heute noch, wir zwei,“ sagt er leise zu ihr. Er lächelt dazu; die andern mögen glauben, daß er einen Scherz gesagt hat. Die Anna weiß es anders. Sie erschrickt. Seine Hand hat in der ihren gezittert. Aus der Art, wie er die Worte aus allen Herzleisen geholt hat, fühlt sie, was sie heißen. Es geht vor ihren Blicken wie ein Tor auf: Der — der Vincenz — will — will dich haben!

Andere Leute drängen ihn von ihr und ihren Begleitern ab. Er nicht noch flüchtig. Dann muß er sich

denen zuwenden, die da und dort ihn grüßen wollen. Bald sehen sie ihn nach dem Ring zurückkehren und sehen ein, daß sie nicht auf ihn warten können, daß er lange nicht frei werden wird.

Sie bleiben noch eine Weile auf ihrem Zugaus stehen. Der Arnold spricht eifrig: „Jetzt weiß er es erst nicht... Augen wird er machen, wenn er heimkommt! Daß daheim unser altes Dach nicht einfällt, wenn es soviel Neues zudecken muß, einen Regierungsrat und einen

Bräutigam, heute nacht!“ Er sieht die Anna an und wundert sich, daß sie nicht lacht, meint aber, daß das, was unten vor ihren Augen hin- und herwogt und treibt, sie in Anspruch nimmt. Sie blickt auf das Getriebe; aber sie sieht es nicht. In ihr sind tausend Gedanken. Wach ist sie, ganz wach! Der Vincenz, der Püntiner — An hundert kleinen Dingen hätte sie es merken sollen, daß er mehr meint als nur Wohlwollen und Freundlichkeit!

„Heimgehen sollten wir, meine ich,“ sagt jetzt der Arnold neben ihr. Sie schreit zusammen, faßt sich aber rasch, stimmt jenem bei, geht mit ihm vom Platz hinweg in ein Wirtshaus zu Altburg, nachher auf den Heimweg und gibt sich alldiezeit Mühe, auf das aufzupassen, was ihre Gefährten reden. Aber immer wieder muß sie sich von dem losreissen, was ihr die Gedanken einzieht: Er — er will dich haben, der Püntiner! Sie scherzt mit Elisabeth und Arnold, läßt sich des leztern heimliche Zärtlichkeit gefallen, hat selber manchmal ein Aufwallen im Herzen und sieht ihn mit frohem Blick an oder drückt ihm die Hand; aber auf einmal scheint ihr die eigene Rede dann wieder ganz fern zu tönen, und sie sieht den Vincenz wieder vor sich stehen, in heimlicher Erregung, mit einem Wesen, als — als sei ihm ein wundersames Wunder aufgegangen, mit — tags ihres Lebens hat sie nie einen Menschen so im Innersten aufgewühlt gesehen! Und auf einmal packt sie eine Angst. Wenn er heimkommt und fragen will, und — und es ist, wie es ist, der Arnold und sie — —

Als die Angst einmal da ist, macht sie ihr Herzschlagen, wird sie immer größer. Sie selbst wird stiller und bleich.

„Warum redest nicht mehr?“ fragt der Arnold neben ihr. Er hat hier draußen den Arm um ihre Hüfte gelegt und tut seiner Liebe keinen Zwang mehr an.

„Ich weiß nicht, das Gewühl...“ stottert sie.

„Ganz dumm macht einen der Lärm, hast recht,“ bestätigt die Elisabeth, und damit ist es gut.

Sie erreichen dann das Püntinerhaus, grüßen die Mutter und gehen später zum Felice hinüber, wo sie beisammen sitzen. Der Felice sieht wohlgefällig auf das junge Paar. „Wenn er es dann weiß, der Rats herr, und einverstanden ist, will ich mich freuen,“ sagt er.

Die Anna bleibt wortkarg und hat die heiße Angst im Herzen. Wenn er es erst wüßte!

Indessen sitzt die Püntinerin in ihrem Geduldsstuhl. Das Leben ist arm, wenn seine Grenzen die eines Armstuhls sind; aber die große Geduld lernt sich darauf, das schwere Leben zu verstehen. Die Alte läßt die Gedanken dem Vincenz entgegengehen. Er ist es geworden,



In der Alphütte.

Regierungsrat! Der Arnold hat es gebracht. Auch dahin ist er gekommen, der Vincenz! So groß ist einer von den Buben, von ihren Buben geworden! Sie hat ihn gemeistert in seiner Jugend, hei und wie! Sie ist keine sanfte gewesen! Und jetzt ist ihr Wort ganz klein und seines groß geworden. Was er sagt, gilt jetzt im Haus. So ist er über sie hinausgewachsen!

Über sie und ihre Gedanken herein leuchtet der rote Abend. Es ist ein ganz helles und wundersam feierliches Licht. Der Tisch, das Sofa, die Stühle, alles sieht viel fürnehmer darin aus. Wenn die Püntinerin sich selber sähe! Über ihrem schmalen kleinen Gesicht und auf den weißen Haarsträhnen liegt es wie ein Schein junger Jahre.

Mit dem roten Abend kommt der Vincenz. Sein Schritt ist schön vor dem Haus zu erkennen. Es ist nur, als trete er heute leichter und rascher auf als sonst. Auch ganz sicher. So selten er sich vergisst, er meidet sonst festliche Anlässe, weil er weiß, daß er nicht viel Wein verträgt, und heute hätte es wohl geschehen mögen, daß sie ihn zu vielem Bescheidtun gebracht hätten. Aber ganz ruhig und sicher tritt er auf.

Jetzt steht er in der Tür.

„Tag, Mutter!“ sagt er, als ob er gar nicht hereinkommen wollte. Sie streckt ihm die Hand hin.

„Darfst mir schon die Hand geben,“ sagt sie, und als er sie lachend drückt: „So bist also das auch noch geworden, jetzt?“

„Freut es Euch?“ fragt er.

Sie antwortet mit einem Scherz, den ihr Blick zum Lob macht: „Die Mutter muß sich bald fürchten vor dem gescheiteten Sohn!“

Er lacht und will sich wenden. „Wo sind die andern?“ fragt er.

„Drüben, beim Felice,“ gibt sie zurück.

Er zieht die Stirn zusammen; er wäre lieber allein gewesen dort, nachher. „Just hinüber will ich,“ sagt er dann; sein Ton zeigt, daß ihn die Ungeduld nicht länger läßt. „Mit der Anna will ich reden,“ wirft er dann noch hin, ganz mit Absicht, daß die Mutter daraus etwas ahnen soll. Dabei geht er schon der Türe zu.

„Mit der Anna?“ fragt die Püntinerin. Ein sonderbar ungebärdiges Bittern in seiner Stimme ist ihr aufgefallen. Ihr Atem stockt. „Du, Vincenz,“ sagt sie dann, als er eben in den Flur treten will.

„Was?“ fragt er.

„Du hast es doch gemerkt, daß er sie gern hat, der Arnold?“ sagt die Püntinerin. Angstlich blickt sie ihn an.

Er kommt auch wirklich einen Schritt zurück in die Stube. „Was?“ fragt er wieder, als ob er nicht recht verstehe.



Innerrhödlerin.

Nach einer Zeichnung von Emil Rittmeyer, St. Gallen (1820—1904).

„Sie haben sich einander versprochen heute,“ sagt die Püntinerin.

„Der . . . Arnold?“

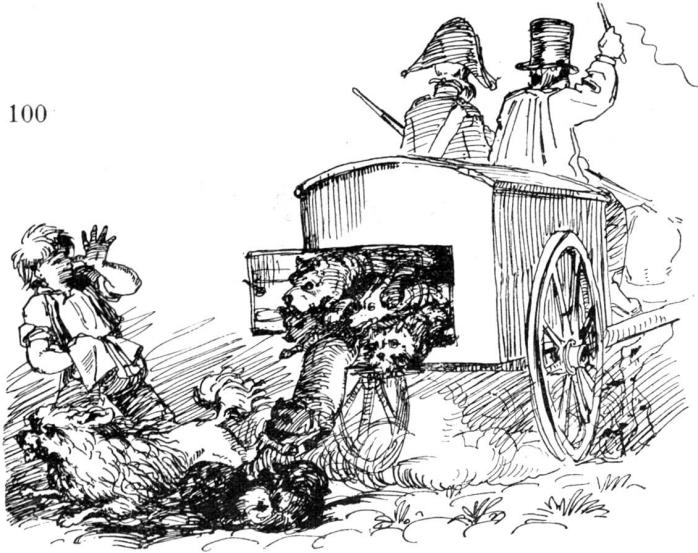
„Und die Anna,“ ergänzt die Alte.

Der Vincenz steht aufrecht. Es ist nur, als falle seine große Gestalt zusammen, wie plötzlich abgezehrt; es muß wohl in der Haltung liegen. Nun tritt er wieder ganz in die Stube ein. Die Tür macht er zu und setzt sich. In seinem schwarzen Anzug, den Hut in der Hand sitzt er da, der Kopf fällt ihm etwas vornüber. Man sieht jetzt, wie weit die Stirn unter das sich lichtende Haar zurückstrebt; die schweren Brauen und der Schnurrbart hängen wie dunkle Grashüschel an Felskanten in seinem Gesicht.

Die Püntinerin sieht ihn an. Sie errät alles. Er braucht nicht zu reden. Und — Herrgott, daß sie es nicht früher gesehen hat!

„Ich . . .“ sagt er mit einer trockenen Stimme, als breche er mit jedem Wort in sich selber etwas ab, „um sie fragen habe ich wollen . . . um die Anna!“

Die Püntinerin schweigt und starrt. Es ist fürchterlich zu sehen: langsam steigt etwas in seinem großen Körper auf, jetzt macht es die Brust leuchten, jetzt würgt es im Hals, und jetzt sprengt es Lippen und Augen. Der Vincenz schluchzt. Nur einen Laut. Nachher ist alles wieder nur inwendig, die ganze Qual!



Die gefoppten Hundefeinde.

Nach Federzeichnung von Emil Rüttimeyer, St. Gallen (1820—1904).

Aber die Püntinerin, deren Hand er ganz entwachsen ist, hat die Empfindung, als ob der Große, Alte ihr just noch einmal heimkäme wie als klein und jung, daß sie in seinem Leben noch etwas zu sagen gehabt hat. Sie faßt mit der gichtigen Hand nach ihm hinüber, kann ihn aber nicht erreichen und streicht darum unbeholfen, verlegen um das, was sie tun soll, über ihr Haar, daß die schwarze Haube, die sie trägt, sich zurückzieht. Jetzt ist ihr ganzer, weißer Scheitel sichtbar, und das rote Licht zündet über ihrem kleinen, schmalen Kopf.

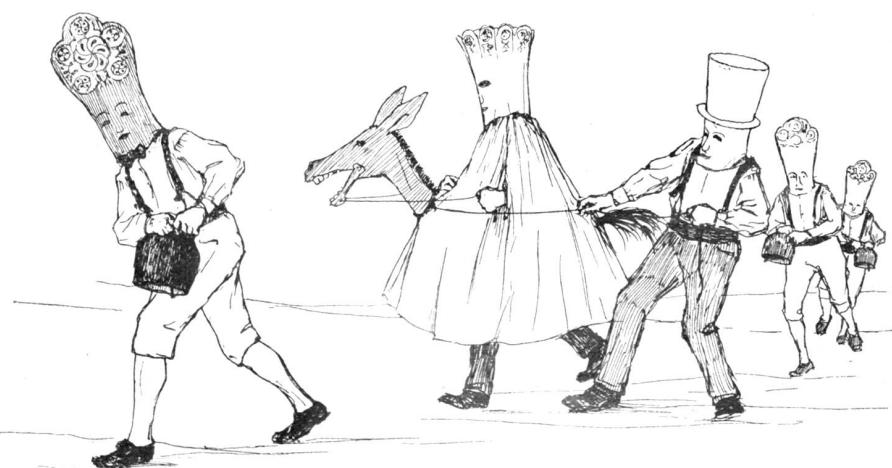
„Es muß eines viel tragen, bis es zum Sterben kommt, Vincenz!“ sagt sie; ohne daß sie es weiß, zeigt das rote Licht Striche und Striche in ihrem Gesicht, die dasselbe sagen: Es muß eines viel tragen, bis es zum Sterben kommt!

Darum ist das Wort wohl das größte, was sie ihm hat sagen können. Er sieht sie an und versteht sie. Dann nimmt er seine Kraft zusammen. Es dauert eine Weile, bis er reden kann. „Sie werden wohl herüberkommen, nachher?“ sagt er dann.

„Ja, sie kommen alle,“ antwortet die Püntinerin.

VI.

Der Verlobungsaabend ist nicht nach dem Arnold seinen Erwartungen gewesen; aber dann — wann ist im Leben die Wirklichkeit so schön wie die Erwartung! Als das Brautpaar, die Elisabeth und die zwei Alten herübergekommen, saß der Vincenz am Esstisch, oben an seinem Platz, wo er immer sitzt. Langsam und scheinbar mühsam stand er auf, als alle in die Küche, wo immer gegeessen wird, traten.



Rläuse von Kaltbrunn. Nach einer Zeichnung von Otto Winter, St. Gallen (1873—1902).

„So, so,“ redete er so daher. „Die Mutter hat es mir gesagt.“

Es klang, als ob ihm jedes Wort an der Zunge klebe. Dann gab er allen die Hand, auch der Elisabeth, als ob er der auch Glück wünschen müßte, setzte sich und steckte den Löffel in die Suppe, in einer Art Zerfahrenheit. Dieses Wesen blieb ihm den ganzen Abend; die Augen, sonderbar klein und eingekniffen, blinzelten immer so gleichsam über alles hinaus, sodaß es war, als sei er auf einem ganz andern Weg und müßte immer erst zurückgerufen werden, wenn einer etwas von ihm wollte. Dann gab er auch immer auf jede

Frage hastig ein „Ja, ja“ oder „Nein, nein“ zurück, und manchmal paßte das gar nicht. — Der Arnold winkte der Mutter einmal mit den Augen, so, als wollte er sagen: Sie haben ihm mit Wein stark eingehetzt in Altburg. Der Felice wurde mit heimlichem Lächeln die erste kleine Schwäche an dem gewahr, den er nie genug rühmen kann. Von allen wußte außer der Püntinerin nur eine Bescheid. Das war die Anna. Die trug um den Mund und die Nüstern das Zucken, das bei ihr die Erregung verrät, sprach wenig, sah viel vor sich nieder und dachte daran, daß der Vincenz, als er ihr Glück gewünscht, ihre Hand kaum berührt hatte.

Über dem ganzen Abend hat also nichts Festliches gelegen.

Heute sitzt der Felice bei dem Vincenz in der Schreibstube.

„Also . . . Ihr . . . Es ist Euch doch recht?“ fragt er, den Hut in den Händen drehend, während sichtliches Unbehagen und leiser Groll aus seinem bärtigen Gesicht zu lejen sind.

Der Vincenz ist mehr bei der Sache als gestern. Er merkt, daß der andere ob seiner Zurückhaltung stützt.



Alpstubete auf Sol. Nach der Zeichnung (1856) von Emil Rittmeyer, St. Gallen (1820—1904). Aus „Der Kanton St. Gallen 1803—1903“.

„Gewiß ist es mir recht,” sagt er rasch. „Der Arnold kann einweg zufrieden sein!“

Der Felice sieht ihn ehrlich an. „Es ist mir gewesen, daß Ihr nicht ganz zufrieden wäret,” sagt er. „Und ich möchte dann doch das Mädchen nicht in ein Haus geben, wo es nicht willkommen ist... Es, es wäre mir zu gut dafür.“

Der Vincenz wird dunkelrot. „Natürlich,” sagt er, „und natürlich bin ich zufrieden... Ich will nachher mit dem Bruder reden, was er anfangen will.“

Als er das gesagt hat, sinkt er in seinem Stuhl wieder zusammen, wieder als ob ein Abzehrnen an seinem Körper wäre.

Der Felice ist von der Sache, von der er spricht, gefangen; darum merkt er es nicht. „Ins Geschäft will ich ihn nehmen, den Arnold,” sagt er. „Ich muß jemand haben, jemand, der zu mir hält.“

„Desto besser,” sagt der Vincenz.

Eine Weile gibt Wort noch Wort. Endlich geht der Felice, weil er merkt, daß der andere immer weniger zum Antworten aufgelegt scheint. Dabei sagt er sich, daß er an dem Püntiner eine neue Seite kennen gelernt hat, eine unfreundliche Seite, und ist überzeugt, daß der frohlebige Arnold der bessere von beiden ist, wenn auch der weniger begabte.

Nach der Unterredung geht mit der Verlobung alles weiter, wie es bei jeder andern geht. Der Arnold hat es eilig und will die Hochzeit recht nahe rücken. Da ihm niemand dagegen ist, soll sie zwei Monate später schon statthaben.

Inzwischen hängt der Arnold den Bauern an den Nagel und geht mit dem Felice in die Brüche hinauf, lernen, was ihm der zu zeigen hat.

Der Vincenz geht in Haus und Stall seiner Arbeit nach und tut daneben, was seine Aemter von ihm verlangen. Die ihn nur hie und da sehen, finden nichts Auffallendes an ihm, so auch der Arnold nicht, dem überdies die Augen vor Glück blind sind. Die Elisabeth nur fragt heimlich die Mutter: „Ihr... Der Vincenz... Es ist, als ob etwas an ihm gebrochen wäre!“

Das ist das rechte Wort. Wie mit genicktem Rücken geht der Vincenz einher. Die Arme schlendern schlaff;

am Leibe hängen die Kleider, auf die er nicht acht hat, so peinlich er sonst ist. Zuweilen kommt er in die Stube, wo die Mutter sitzt, und läßt sich in einen Stuhl fallen, schwer, daß es nur so kracht, sitzt da, als müßte er einschlafen, und mahnt ihn dann die Püntinerin: „Du, Vincenz, es ist Zeit zum Hirten!“ oder: „Du, noch nach Altburg hinein hast wollen!“ so wirft er die beiden Schultern an die Stuhllehne und die Arme auf die Knie und sagt ein faules Wort: „Es ist der Mühe nicht wert aufzustehen.“

Die Püntinerin hat gehofft, daß er es verwinden wird; denn er ist nie schwach gewesen in seinem Leben. Er zeigt auch jetzt keine Schwäche, seufzt nicht und klagt nicht; aber es ist furchtbar zu sehen, wie es an ihm fristet. Und die Zeit geht darob.

Einigemal kommt er von Altburg erst spät in der Nacht zurück und schwer betrunken. Die Püntinerin erwartet ihn einmal; denn zum Bett vermag sie sich selber zu schleppen.

„Jeffes du!“ sagt sie, als sie sein wüstes Gesicht sieht. „Denk daran, was du deinem Amt schuldig bist!“

Er lacht sie an und läßt: „Ja... ich habe es Euch immer gesagt... vor dem Wein muß ich mich befreien... Er mag mich, der Wein...“

Und schon geht in Altburg ein Gerede: „Dem Püntiner ist es zu gut gegangen, das Trinken fängt er an!“

Der Zufall will, daß gleich den ersten Hauch dieses Lästers ein Knecht ins Haus trägt. Der Vincenz horcht auf, und vom Tage an ist er ein anderer. Den Ehrzeig hat er noch. Er rafft sich zusammen, reißt sich aus seinem Schlemmerleben auf und lebt nur der Arbeit. In wenigen Wochen ist das Entgleisen im Haus und bei andern, die es gemerkt haben, vergessen, und er gilt wieder bei den Leuten. Nur die Püntinerin weiß, daß er nur äußerlich der alte ist und daß er in sich Tag für Tag und Stunde für Stunde den Wolf Glend erwürgen muß.

Drüben im Felice-Haus näht indessen die Anna an ihrer Aussteuer. Noch im vergangenen Jahr hat sie sich das als eine wundersame Sache gedacht, wenn eines an seiner Aussteuer nähen kann. Jetzt stichelt sie drauflos und denkt kaum an das, was sie arbeitet, hat keine



Laufende Nymphe.
Nach der Statue von Aug. Boesch, St. Gallen,
im Museum zu St. Gallen.

Zeit sich an Leinen und Stoffen zu freuen, hat anderes zu denken. Daß mit dem Vincenz geht ihr jeden Tag durch den Kopf. Daß sie nicht gemerkt hat, wie es um ihn steht! Daß sie nur so blind hat sein können!

Ihn selber sieht sie selten. Sie geht ihm und er geht ihr aus dem Wege. Was sie voneinander merken, ist allenfalls ein „Gut Tag!“ im Vorbeigehen. Aber von seinem Wesen hört sie von der Elisabeth. Und sie ist klug, weiß sich wohl zu reimern, wie alles mit ihm steht. So haben ihre Gedanken viel und viel mit ihm zu tun. Sie sieht ihn auch vor sich, breitschultrig, mit dem klugen Kopf, sieht ihn meist so, wie sie ihn an der Landsgemeinde gesehen hat. Neben allem, was sie beschäftigt, regt sich eines Tages ein neues, kleines Gefühl: Einer, der so viel gilt, ein so Angestehener verzieht sich deinetwegen, Anna de Felice! Das Herz wird ihr warm davon. Der Vincenz hat ihr noch nie so leid getan wie an diesem Tag. Als er am nächsten Tag am Haus vorübergeht, sieht sie ihm hinter den Fenstervorhängen nach; das Herz klopft ihr: Viel höher ist er gewachsen als der Arnold! Im Aeußern schon kann ihm einer ansehen, daß er etwas Besonderes ist! Ja — und — es ist, wie die Elisabeth sagt — wie unter einer heimlichen Last geht er! Allmählich und während die Tage gehen, beginnt sie zu vergleichen: So ist der Vincenz und so ist der Arnold! Und der Vincenz wächst immer, und der Arnold wird immer kleiner. Und der Vincenz — gern hat er sie und ist elend! Leid tut er einem!

Bis acht Tage vor der Hochzeit denkt und näht die Anna de Felice sich so durch. Daß die Hochzeit so nah ist, zu dem Gedanken erwacht sie gleichsam erst, als der Arnold eines Abends wieder neben ihr sitzt, zärtlich tut und flüstert: „In einer Woche, Schatz!“

Er hat den Arm um sie gelegt. Sie aber windet sich plötzlich. „Läß mich doch!“ sagt sie, weiß selber kaum, daß sie es sagt, fühlt nur, daß seine Zärtlichkeit ihr lästig ist.

Er sieht sie halb erschreckt, halb zornig an. „Was hast denn?“ fragt er.

Da schießt es in sie hinein, daß sie ihm Unrecht getan hat. „Du weißt ja, daß ich fleißig sein muß, wenn ich fertig werden will,“ entschuldigt sie sich, und

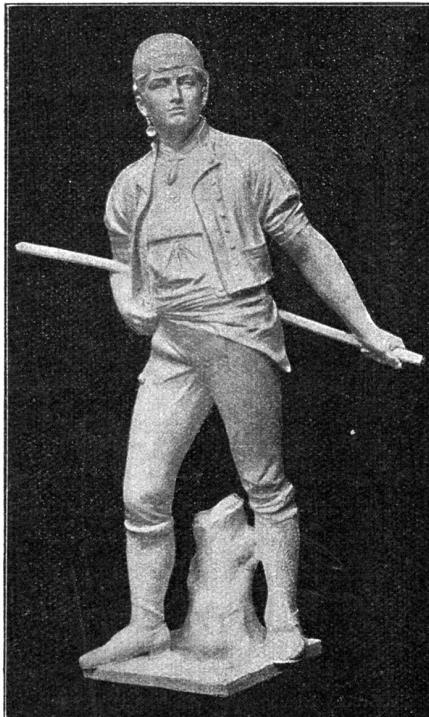
weil er an die sieben kurzen Tage denkt und neben der Freude darüber kein Bedenken Platz hat, gibt er sich zufrieden, tätschelt ihr die Hand und sagt: „Nachher mußt mir nachzahlen, was du mir jetzt schuldig bleibst!“

Um seiner guten, unverdrossenen Rede willen sieht sie ihn mit herzlichem Blick an. Er vergibt darüber, daß sie ihn seit der Landsgemeinde ohnehin nicht mit ihrer Liebe verwöhnt hat und manchmal sonderbar ist, als ob es sie reute. Er hat sich auch an dem Abend nicht mehr zu beklagen. Die Anna ist gut zu ihm und nicht, wenn er erzählt: So wollen wir es dann haben, und so und so!

Aber als er fortgeht und nachher, die sieben kommenden Tage, ist ihr manchmal: Du kannst ihn nicht nehmen! Ein-, zweimal meint sie, es ihm sagen zu müssen: Verzeih mir, nicht lieb genug kann ich dich haben! Dann fürchtet sie sich vor dem Unrecht, und dann geht die Zeit, und sie kann es nicht sagen — Und auf einmal ist der Hochzeitsmorgen da.

Die Sonne scheint nicht; sie hat zu lange vorher geschienen. Der Himmel ist nicht zu sehen; er hat zu lange mit seiner blauen Unendlichkeit geprahlt. Ein grauer Strich läuft von Bergwand zu Bergwand, er läuft dicht über den Firsten der zwei Häuser am Seewenerweg hin. Das ist schwerer Nebel. Zwischen ihm und dem Boden geht ein feines Stäuben. Die Straße ist feucht und dampft, das Gras hängt voll Tropfen, und es ist, als sollte die Nebeldecke tiefer und tiefer sinken und, wenn sie die Erde erreicht, alles tot sein.

Vor dem Püntinerhaus hält ein mit zwei Pferden bespannter Wagen. Im Flur treiben sich die Magd und die Knechte herum; denn der Arnold ist ins Felice-Haus hinübergegangen, um die Braut zu holen, und sie wollen die Anna im weißen Kleide sehen. Ein weißwollenes Kleid trägt auch die Elisabeth, die mit der Püntinerin in der Stube sitzt und wartet; sie soll Brautjungfer sein. Sie sieht frisch und gesund darin aus wie immer; ihre Backen sind wie gemalt, und die blauen Augen leuchten; denn es ist etwas Großes, zum ersten Mal an eine Hochzeit geladen zu sein. Neben der Freude hat ein heimliches Verlangen Platz: Wenn er mich sähe, der Barilli!



Toggenburger Senn.
Nach der Statue von Aug. Boesch, St. Gallen,
im Museum zu St. Gallen.

Die Püntinerin hat ihr bestes Kleid an. „Ich will beten, wenn ihr in der Kirche seid,“ hat sie dem Arnold versprochen, als er vorhin gegangen ist. Jetzt schon hält sie die Hände gefaltet, hockt zusammengekauert da, ist klein wie ein Kind in ihrem Stuhl und kann sich nicht freuen. Sie muß an den denken, der drüben in seiner Stube sitzt und nachher herüberkommen muß, dem Brautpaar ein „Behüt Gott!“ zu sagen. Da geht schon sein Schritt, an dem man merkt, was für ein schwerer Mensch kommt. Er tritt aus seinem Zimmer, muß wohl die Leute aus den Felice-Haus haben kommen sehen; denn eben treten auch die durch die Haustür herein.

„Ihr müßt es mir nicht anders auslegen!“ hört die Püntinerin den Vincenz zum Felice sagen; „ich kann nicht aus der Arbeit laufen, jetzt.“

Des Felice Antwort geht im Lärm der Schritte unter. Sie treten alle in die Stube. Die Anna zuerst, vom Arnold hereingeschoben, dann dieser, dann der Felice und seine Frau, endlich der Vincenz. Die Püntinerin muß grüßen und grüßen; aber zwischenhinein hat sie die Augen auf den, der zuletzt gekommen ist. Er ist hemdärmelig, im Werktagsgewand, aufrecht, breit wie immer. Im Gesicht hat er ein Lächeln, das ist wie hineingeschraubt; nicht unnatürlich sieht es aus, es ist nur immer da, statt zu kommen und zu gehen wie ein anderes. Die Haut des Gesichtes ist gelb, unter den Augen hängen Säcke.

„Schön Wetter habt ihr nicht,“ sagt der Vincenz und lacht, mit einer großen fleißigen Freundlichkeit. Der blinde Felice freut sich, daß jener augenscheinlich so zufrieden ist.

„Ja, ja,“ redet seine Frau so daher, „man kann es nicht aussuchen, das Wetter!“

„Wenn es nur in uns selber schön ist,“ lacht der Arnold, dem die Augen wie zwei Leuchten im runden Gesicht stehen. Alles ist blitzblank und neu an ihm, vom Hut zum Schuh, blitzblank auch das Glück. Die Anna läßt er gar nicht mehr los, hält ihren Arm fest mit den Fingern umspannt, daß der weiße Wollärmel ihres Kleides faltig wird. „Unser Wetter ist gut,“ prahlt er weiter, sieht die Anna an und fragt sie: „Gelt?“

Sie nickt, auch freundlich, auch fleißig freundlich. Der Nebermut des Arnold reißt sie nicht fort; aber sie fühlt, daß ihm das Glück wie ein Feuer zum Dach hinausloht und muß sich irgendwie daran freuen, hat auch in dem Augenblick den festen Willen im Herzen: Eine gute Frau willst ihm werden! Im Grunde ist ihr irr im Kopf, und sie tut alles, was sie tut, weil es sein muß, weil Zeit dafür ist.

„Jesjes, wie schön!“ sagt die Miegg, die Magd, unter der Tür. Sie beschaut die Anna von allen Seiten. Das weiße Kleid steht ihr gut, auch der Schleier,

der vom Kopf nach hinten fällt. Das Gesicht ist schmal. Es ist, als ob ein feines Messer am Morgen noch einmal Zug um Zug geschnitten hätte. Die Nasenflügel blähen und senken sich mit unmerklicher Hast, während sie jetzt mit dem, dann mit jenem spricht.

Inmitten des Sprechens, von dem die Stube laut ist, steht der Felice nach der Uhr. „Zeit ist es!“ sagt er.

Da neigt sich die Anna zur Püntinerin: „Ade, Mutter!“ sagt sie; einen Augenblick stockt ihr der Atem.

„Helf euch der Herrgott!“ sagt die alte Frau. Sie küßt die neue Tochter nicht; das ist nicht Sitte dazuland, ein Handdruck muß viel sagen da. Einen Handdruck gibt sie auch dem Arnold. Und dem Felice! Und seiner Frau.

Die Anna ist zum Vincenz getreten. Es ist der einzige Augenblick, in dem der Arnold nicht neben ihr steht, weil er just noch mit der Mutter spricht:

„Ade!“ sagt die Anna und gibt dem Vincenz die Hand, furchtsam, meint auch, sie gleich wieder fortzuziehen, meint auch, mit den Augen an den seinen vorbeizukommen, wie immer bei flüchtigem Gruß Blick und Blick sich streift. Etwas anderes meint auch der Vincenz nicht.

„Ade!“ sagt er, und: „Ich wünsch euch Glück dann auch!“

Das ist, was er sagen muß. Die Rede ist nur um zwei, drei Worte zu lang. Während sie dauert, bleiben die Hände ineinander liegen. Und plötzlich — weiß der Himmel, wie es in die Augen springt — aber es ist doch da — in den Augen, mit denen sie sich ansehen: „Warum gehen nicht wir zwei zusammen.“

— — — „Glück dann auch,“ endet der Vincenz.

„Ja, Dank!“ sagt die Anna.

Der Arnold kommt auch heran. „Behüt' Gott, Vincenz, hättest wohl kommen können zum Fest!“ sagt er, hält sich aber nicht auf, hat schon die Festhast in den Gliedern und tauscht nur noch einen Händedruck mit dem Bruder. In der Festhast machen sich dann alle vier, der Felice und die Frau, der Arnold und die Elisabeth aus der Stube, und die Anna treibt unter ihnen. Der Kopf ist ihr irr.

Der Vincenz geht ihnen nach, auch die Magd und die Knechte kommen. Sie sehen dem Einsteigen zu und dem Davonrollen des Wagens. Der Arnold und die Elisabeth, die gerade zunächst sitzen, grüßen noch aus dem Fenster.

Der Vincenz staunt ihnen nach. Der Wagen verschwindet, und er staunt immer noch. Angeschaut hat sie ihn, die Anna, geschaut — so — so —

Endlich geht er, tut seine Arbeit, tut sie den ganzen Tag. Dabei läßt es ihn nicht mehr los: „Angeschaut hat sie dich! Herrgott! Ist es . . . so gewesen . . . so . . . eigen . . . oder hast geträumt?“

(Fortsetzung folgt.)



Toggenburger Senn.

Dreifarbenindruck der Zollikofer'schen Buchdruckerei in St. Gallen.

Nach einem Aquarell von C. Liner, St. Gallen-München.